



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frühlingstage am Garigliano : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

daß sich endlich der Kongreß selbst mit all den ihm innewohnenden Kräften der Aufgabe zuwenden möge, der evangelischen Kirche den Einfluß auf das sittlich-soziale Verhalten der evangelischen Christen, arm und reich, wieder zu erkämpfen, der ihr nach erschreckend allgemeinem Urteil so gut wie ganz verloren gegangen ist, und ohne den alle sozialpolitischen Kämpfe und Erfolge die so dringend ersehnte Versöhnung niemals herbeiführen können? ß



Frühlingstage am Garigliano

(Fortsetzung)



ie Auffahrt aus dem Thale nach Matri, dem alten Metrium, ist noch malerischer als die nach Veroli. Man sieht hie und da, daß der steile Felsen, auf dem die Stadt thront, künstlich geglättet ist, um die Festigkeit des Ortes zu erhöhen; an andern Stellen lugt aus dem sprossenden Grün braunes, cyklopisches Mauerwerk, in dessen Fugen sich riesige Agaven angesiedelt haben. Die Ringmauer hat nach neuen Messungen einen Umfang von vier Kilometern, innerhalb deren jetzt ungefähr 5500 Einwohner hausen. Gleich am Thore mußten wir aussteigen, weil die Straßen der Stadt zu eng sind, daß man während des Tagestreibens darin fahren könnte; dabei sahen wir zahlreiche Bergciocaren (= Sandalenträger) in ihrer bunten Tracht, die das Osterfest herbeigeloct hatte. Dann eilten wir in die altertümliche Locanda centrale, die von einem energischen Hernikerweibe gut und sauber geleitet wird. Diese Padrona waltet nicht nur über dem Manne, der, wie gewöhnlich in solchen Gasthäusern, für den Reisenden gar nicht sichtbar ist, und über acht Kindern und zahlreichem Gefinde, sondern auch über dem Fremdling, dem sie mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldet, vorschreibt, was er essen und trinken soll. Wir bekamen hier zum erstenmal seit langer Zeit einen trinkbaren Kaffee mit gutem Festtagskuchen — pane d'Espagna aus geschlagenen Eiern, Zucker und Mehl —, am Abend aber ein ordentliches Stück Fleisch und wilden, aber ganz zarten Bergspargel (aspáragi del monte), der auf den benachbarten Höhen wächst. In Rom, wo wir dasselbe Gericht später zu essen erhielten, war es viel schlechter.

Gregorovius lobte vor vierzig Jahren Brot und Wein von Matri. Dieses Lob besteht noch heute zu Recht. Ich habe selten so herrlichen Weißwein getrunken wie in Matri: ein wenig süß, aber kräftig, erinnerte er am meisten an

den berühmten Wein von Genzano im Albanergebirge. Das Volk trinkt diesen Wein gleich in den riesigen gewölbten Kellern, die die Weinbergsbesitzer von Matri unter ihren Häusern haben. Allsonntäglich werden diese Keller nach der Straße zu geöffnet, und dann sieht man Bürger und Landleute mit Weib und Kind behaglich schwatzend an roh gezimmerten Tischen und an Fässern darin sitzen, ein köstliches Bild für einen niederländischen Maler — und ein billiger Genuß; denn das halbe Liter solchen Naturweins kostet drei Soldi (elf Pfennige). Wir sahen in einem solchen Keller, wie ein eben ausgetrunkenes Faß geöffnet wurde: auf dem Boden lag eine dicke Schicht von Traubenschalen und Stielen; man läßt diese auch nach der Gärung im Weine, damit er più forte werde. Dieses ursprüngliche Verfahren erklärt aber zugleich, warum der wohlschmeckende Wein doch nicht immer klar und vor allem nicht versendbar ist.

Die Stadt hat in ihrer Anlage, wie es scheint, den antiken Grundplan bewahrt. Daher sind die Straßen auffällig eng. Trotzdem ist Matri sauberer als manche Stadt von gleicher Lage. Aus dem spätern Mittelalter sind sogar einige ansehnliche Palazzi übrig, die, natürlich in kleinern Verhältnissen, etwa die Formen des florentinischen Bargello zeigen; die Fenster sind meist durch eine romanische Säule geteilt, die Steine vom Alter geschwärzt. Die geöffneten Thüren der Häuser erlauben ungenirte Blicke ins Innere. Auffallend sind die junonischen Gestalten der Frauen von Matri: über dem vielgefalteten blauen oder roten Rock tragen sie eine grün- oder orangefarbne seidne Schürze, über dem weißen mit roten Korallen und goldnen Ketten geschmückten Hemd ein violettees Nieder, auf dem Kopfe eine viereckige, weiße Bedeckung. Am schönsten trat Wuchs und Haltung hervor, wenn sie in solchem Schmucke, den Wasserkrug auf dem Kopfe, zum Brunnen wandelten. Wie armselig und gekünstelt erschienen mir nach solchen Bildern die Malermodelle und Blumenmädchen an der spanischen Treppe in Rom!

Am tiefsten aber hat sich meinem Gedächtnis das Bild einer Alten eingepreßt, die ich beim letzten Abendschein von der Oberstadt zur Locanda niedersteigen sah. Es war ein Bild würdig des Pinsels eines Rafael oder Sodoma. Der Zugang zu einem alten Hause war durch eine aus schwarzem Luffstein in zierlicher Bogenstellung gemauerte, nach drei Seiten offene Loggia gebildet, zu der einige Stufen hinauführten. In der Mitte der Halle saß eine alte Frau, ganz in ein linnenenes Gewand von lichtblauer Farbe gekleidet, Stirn und Haar wie das einer Priesterin mit weißen Binden umwunden, und spann gelben Flachs am braunen Spinnrade. Die Konturen ihrer Gestalt und ihres Kopfes hoben sich haarscharf von dem tiefblauen Abendhimmel ab, dem Hintergrunde der offenen Loggia, und dieses Gemälde umgaben wieder die dunkeln Steinbogen als Rahmen, wie ihn sich Pinturichio um seine Sieneser Fresken oder Albertinelli um den berühmten „Besuch der Maria bei Elisabeth“ komponirt hat. Im ersten Augenblicke war mirs, als hätte ich eine der Parzen gesehen,

dann aber wurde die ganze Stimmung des Bildes und der Ausdruck des schönen Kopfes freundlicher und ging in die Gestalt der heimischen Frau Holle über.

Das Sehenswerteste in Matri ist ohne Zweifel die Burg. Man erreicht sie, von der Stadt aufsteigend auf der Nordseite, wo im Mittelalter ein breiter Zugang durch die Umfassungsmauer gebrochen worden ist. Sie nimmt das ganze Plateau des Bergs von Matri ein und sollte wohl nach dem Plane der Erbauer ungefähr ein Rechteck darstellen. Aber die Terrainverhältnisse bewirkten, daß an der Nordwestseite ein rechtwinkliges Dreieck fehlt, sodaß die Nordseite einen stumpfen Winkel bildet und aus dem Rechteck ein unregelmäßiges Fünfeck geworden ist. Die Länge des ummaurten Platzes beträgt etwa 200 Meter, die Breite etwa 100 bis 125 Meter, der Flächeninhalt also etwa 22000 Quadratmeter. Die Mauern erheben sich gegenwärtig etwa noch zehn Meter über den Boden. Wenn man diese Mauern rings umwandelt, so wird man in Staunen gesetzt durch die riesigen Werkstücke, die hier ohne Bindemittel kunstvoll über einander getürmt sind und so den Jahrtausenden getrotzt haben und noch weitem Jahrtausenden trotzen werden. Ich habe einzelne dieser geglätteten Felsblöcke gemessen und gefunden, daß sie bis zu drei Meter lang und bis gegen zwei Meter hoch vorkommen. Die Dicke entzieht sich in den meisten Fällen der Schätzung, doch überschreitet sie sicherlich überall einen Meter. Es sind also zu diesem Bau Blöcke etwa von sechs Kubikmeter Inhalt bewegt worden. Am gewaltigsten erscheint die Struktur des unweit der Südostecke gelegnen Thores. Es ist genau nach Süden gerichtet, zu ihm führen vom jetzigen Fuße der Mauer dreizehn Stufen empor. In rechteckiger Form errichtet ist es 2,42 Meter breit, 3,75 Meter hoch und oben durch einen Monolithen von 5 Meter Länge, 1,60 Meter Höhe und 1,75 Meter Dicke geschlossen. Drei archaische Phalli, Symbole der Fruchtbarkeit, sind mit roher Arbeit in diese Riesendeckplatte eingemeißelt.

Hier erheben sich eine Menge zum Teil noch ungelöster Fragen: Von wem, wann, wie und warum wurden diese Riesenbauten in Matri, Arpinum, Segni und andern Bergstädten Latiums, des Herniker- und Volkerlands errichtet? Diese Fragen haben schon die Römer in den spätern Epochen ihrer Geschichte aufgeworfen. Aber der naive Glaube der Leute im Zeitalter der punischen Kriege und Virgils sah in diesen Bauwerken eine übermenschliche Kraftleistung der Titanen oder Cyclopen, oder man führte sie auf den Vater der Götter, auf Saturn zurück. Noch heute behauptet der Volksmund, Saturn habe die Burgen in Arpino, Aquino, Matri, Mtina und Anagni gebaut. Die moderne Wissenschaft hat wenigstens soviel festgestellt, daß diese sogenannten Cyclopenbauten von den alten Italikern, also eben von den Stämmen, die wir als Latiner, Herniker, Volker, Marsen, Aquer in der Geschichte kennen, errichtet worden sind, allerdings in Zeiten, über die wir keine geschichtliche Über-

Lieferung haben. Indessen sind diese Steinbauten keineswegs die Urform der italischen Siedlungen. Als solche gelten vielmehr die rechteckigen Pfahldörfer der oberitalischen Terre mare. Diese zeigen schon das Streben, sich zu „Gemeinden“ zusammenzuthun, sich von der Außenwelt abzuschneiden, sie sind auch nach Süden gerichtet und stellen nach einem geistvollen Vergleich Wolfgang Helbig's „die Urzelle des italischen Staats“ dar.

Welch ein Schritt oder vielmehr welche Kette von Entwicklungen war es von dieser Urform der italischen Gemeinschaft zu einer Bürgerschaft, die sich mit einem Steinbau, wie der von Matri ist, umschanzte! Jahrhunderte liegen dazwischen, und Lehrmeister mannigfaltiger Art waren wirksam, wohl auch geheimnisvoller Einfluß des Orients, ehe die Italiker so kühne Baupläne faßten und sich die Hebelgesetze bis zu dem Grade praktisch zu eigen gemacht hatten, daß sie sechs Kubikmeter haltende Marmorblöcke behauen, fortschaffen und auftürmen konnten! Es handelt sich aber bei diesen Riesenwerken keineswegs bloß um einen Triumph der Mechanik, sondern sie sind ein vollgiltiger Beweis von der hohen Stufe der Sittlichkeit, die diese Gemeinden erklimmen hatten. Denn hier liegt keine Sklavenarbeit vor wie in Ägypten, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse das Halten von ganzen geknechteten Völkern erlaubte, sondern eine That hochgespannten Gemeinfinns freier Bürger. Und warum entschlossen sich diese zu einer so harten und langwierigen Arbeit, warum mißtrauten diese Gemeinden einander so sehr, daß eine jede so starke Sicherheitsmaßregeln für nötig hielt? Die ganze trotzige Geschlossenheit des antiken Stadtstaats kommt hier zur Anschauung: drinnen Friede und Freund, draußen Krieg und Feind. Die rechteckige Pflugfurche, mit der der alte Italiker den heiligen Bezirk (templum) seiner Stadt gegen die Außenwelt abgrenzte, bedeutete an sich schon, auch ohne Steine, eine unübersteigliche Mauer, deren Verletzung, wie die tief-sinnige Sage vom Tode des Romulus zeigt, nur mit Blut gesühnt werden konnte. Um aber dem Fremden, dem Feinde wirklich Trutz bieten zu können, bedurfte es eines Zufluchtsortes auch für die Bürger, die im Frieden außerhalb der Stadtmauer auf dem offenen Acker lebten. Ein solcher Zufluchtsort für den Kriegsfall ist die Akropolis von Matri in erster Linie. Deshalb war der Raum zwischen den Mauern nicht mit Wohnhäusern besetzt, sondern frei. Erst als Matri von den Römern bezwungen und eine unterthänige Stadt geworden war, hauste auf dieser Höhe der römische Präsekt, und als sein Nachfolger der christliche Bischof. Der Dom steht noch heute inmitten des cyklopischen Mauerrings. Durch seine ursprüngliche Bestimmung rückt dieser altitalische Bau demnach in eine Reihe mit den Stadtburgen von Tyrus und Mykene und der Akropolis von Athen.

Nachdem wir unsre Besichtigung beendet und auch einige Messungen vorgenommen hatten, lagerten wir uns in der warmen Nachmittagssonne zu Füßen der Burg und schauten stundenlang träumend und sinnend in die großartige

Landschaft hinaus. In blauem Duft, den goldne Fäden durchzogen, lagen da drüben die Bergkluppen von Veroli und Arpino, auf der andern Seite San Giovanni und Quercia und viele andre. Vor uns aber senkte sich rings um den Berg ein mit Wein und Getreide, Öl- und Maulbeerbäumen bewachsenes Gelände zu Thale, und man konnte mit den Augen abmessen, wie weit sich der Bezirk von Matri hinab und unten in der Ebene über duftende Felder weiter erstreckte, bis zur Grenzmark der Nachbarn. Manches Rätsel der alten Geschichte, über das uns die Bücherweisheit im Dunkeln läßt, löst sich vor unserm Blick auf dem Felsen von Matri. Vor allem aber begreift man hier die Berechtigung und Naturnotwendigkeit eines solchen antiken Stadtstaats; auf der Karte erscheint er als ein winziger Punkt neben vielen andern Punkten, so recht als das Produkt eines beschränkten Sondergeistes. Aber zu jeder Bergstadt gehört ja eine sie umgebende Campagna mit Höfen und Dörfern, deren Bewohner die Stadt ernähren und andererseits wieder in ihrer Akropolis den nötigen Schutz finden, und ein solches Gebiet wie das von Matri erscheint dem Auge so groß und einheitlich, daß man recht wohl versteht, wie dem antiken, natürlichen Menschen der Begriff der Stadtflur und der Welt als identisch zusammenfiel.

Erst spät suchte ich an diesem Tage mein hartes, aber sauberes Lager auf. Indes die Eindrücke des Tages erwiesen sich stärker als die zur Ruhe lockende weiche Frühlingsnacht. Der Schlaf kam mir lange nicht in die Augen; und so genoß ich noch bis Mitternacht bei offenem Fenster die Lebenstöne des Ostertreibens in der alten Hernikerstadt. Zulezt war alles still, nur der Brunnen rauschte noch im Mondenschein — da hallte auf einmal in kräftigem Tenor das Lied eines heimkehrenden Bergciocaren durch die Nacht, eine süße Mädchenstimme, nur wenige Häuser von mir, sang das Ritornell, und so ging es fort mit Sang und Gegenfang, bis das Lied des Burschen im lauen Nachtwind erstarb.

Mehr als ein Monat war ins Land gegangen, als ich mich Mitte Mai anschiede, aus Unteritalien in das stille Lirisenthal zurückzukehren. Der politische Horizont des schönen Landes hatte sich unterdes mit düstern Wolken bedeckt. Die vulkanische Natur Italiens war wieder einmal zu Tage getreten; Dämonen, die sonst in der Tiefe schlummern, waren erwacht; die Flamme des Aufruhrs war da und dort emporgezüngelt, und an mehr als einem Orte war in erbittertem Kampfe Bürgerblut geflossen. Ich selbst hatte mich eines Tages auf dem Wege zum Vesuv in einem der Vororte Neapels plötzlich inmitten eines Volkshaufens befunden, der eine Reiterpatrouille von fünf Dragonern mit Knütteln und Steinen umringte und bedrohte. Neapel glich noch lange darnach einem Kriegslager; auf allen Plätzen sah man kampirende Schwadronen, sogar Kanonen waren aufgefahren. Diese düstern Bilder verschwanden, als ich eines Tages den militärisch besetzten Bahnhof Neapels verließ, um über Caserta und

Sparanise in die Bucht von Formia und Gaeta zu fahren, die bei Minturno die Wasser des Liris aufnimmt. Die Fahrt von Sparanise über Sessa Aurunca, das alte Sueffa, und über Minturno ans Meer bietet eine Fülle lieblicher Bilder. Man fährt durch ein mit Öl, Wein, Hafer, Gerste, Kartoffeln und Lupinen wohlangebautes Land, das stellenweise den Charakter einer deutschen Mittelgebirgsgegend zeigt.

Mit den Feldern wechseln blumige Wiesen, die von Eichenhainen umsäumt sind, dann wieder sieht man zwischen Kastanienwäldern und üppigen Feigenpflanzungen grüne Schluchten, in denen die Amsel und die Nachtigall schlagen. Bei Carinola grüßen den Freund horazischer Muse die weinberühmten Abhänge des Mons Massicus. Die Sümpfe, die den Unterlauf des Liris begleiten, erreicht man bei der Station Cellule-Tasani. Aber der Liris ist hier immer noch der lebendige grau-grüne Bergstrom, erst ganz kurz vor der Mündung bemeistern ihn die Sümpfe. Überdies sieht diese Landschaft, die im Sommer giftige Fieberdünste verbreitet, recht harmlos aus. Die Wasserlachen sind durch Blumen und Gras verhüllt, und überall erheben sich malerische Baumgruppen.

Kurz vor Minturno ändert sich die Szenerie: ein felsiger Bergzug des Apennin streicht von Norden her bis zur Küste und zwingt auch die Bahn, am Meere hinzugehen. Im Schutze dieser Berge, die den Nordwind abhalten, liegen auf schmalem immergrünem Küstenstreifen Formia und Gaeta. Doch geben die kahlen, dünnen Kalkfelsen des Hintergrundes der sonst heitern Bucht etwas Düsteres, es ist, als ob über dem reichen südlichen Leben, das sich hier zwischen Drangen- und Zitronenhainen entfaltet, die Fittiche des Todes rauschten.

Diese Empfindung des Reisenden wird durch die geschichtlichen Erinnerungen dieser Gestade verstärkt. In den Sümpfen des Garigliano verbarg sich einst voll bitterm Ingrimms der greise Marius vor den Schergen Sulla; im nahen Minturnä saß er gefangen, und hier trug sich die große Szene zwischen ihm und dem cimbrischen Sklaven zu, der ihn hinrichten sollte. Nahe bei Formia ereilte auch den andern großen Arpinaten, Cicero, das tragische Geschick. Er wollte auf das Drängen der Seinigen von seinem Landhause in Formia vor den Häschern der Triumvirn in der Richtung nach Gaeta fliehen, um ein Schiff zu besteigen, das ihn nach Osten führen sollte. Aber als er sich durch die Laubgänge nach dem innern Winkel der Bucht zwischen Formia und Gaeta tragen ließ, ereilten ihn die Mörder. Der greise Staatsmann gab selbst den Befehl zu halten, steckte den Kopf zur Sänfte heraus und empfing als Märtyrer für seine politischen Ideale den Todesstreich. So knüpfen sich Anfang und Ende seines arbeitsvollen, reich gesegneten Lebens an den Gestaden des Liris zusammen. Unweit von der Stelle, wo der letzte Verteidiger der alten bürgerlichen Freiheit Roms starb, steht noch heute ein mächtiges römisches

Grabmal: es ist nicht ihm errichtet worden, sondern wahrscheinlich irgend einem Großen der Kaiserzeit, aber das Volk von Formiä hat in pietätvoller Erinnerung an den großen Toten dieses Bauwerk Sepolcro di Cicerone genannt; auch Tullia, Ciceros Tochter, soll nach der volkstümlichen Überlieferung hier begraben sein; zwei Mauerpfeiler rechts am Felsen über der Straße, vermutlich die Reste eines kleinen Tempels, bezeichnet man als Tullias Grab. An der Mündung des Garigliano erstarb aber auch für Jahrhunderte die freiheitliche und nationale Entwicklung Italiens, als hier 1503 Don Gonzalvo da Cordova über die Franzosen siegte; dieser Sieg entschied, daß das Königreich Neapel an Spanien kam; damit trat der finstere, hochmütige Geist der Kastilianer zunächst im Süden an die Stelle der heitern Renaissance; ein Edler der graziösen Stadt Florenz, Piero de' Medici, Lorenzos Sohn, diente damals als Totenopfer; er ertrank mit Mann und Maus auf der Flucht im Garigliano; ein Menschenalter später triumphirte der spanische Geist durch Karl V. über ganz Italien. Wer von diesen schwermütigen Gestaden am Tiber stromaufwärts nach Norden wandert, der kann sich zwischen Castellforte und Rocca d'Evandro von der Lebenskraft des Stromes überzeugen: in neun Wasserfällen durchbricht er die sich ihm entgegenwerfenden Basaltrippen des Mortulawaldes. Ich habe diese Gegend leider nicht gesehen, sondern gelangte mit der Bahn am Monte Casino, der Pflanzstätte der abendländischen Klosterbildung, sowie an dem malerischen Roccafecca und dem starren Felsen von Arce vorüber nach Sora zurück.

(Schluß folgt)



Prells Gemälde für den Palazzo Caffarelli in Rom



ir haben jetzt so selten Gelegenheit, von einem Werke deutscher Monumentalmalerei, das uns das Herz bewegt, zu berichten, daß wir eine solche Gelegenheit, wenn sie sich einmal bietet, mit doppelter Freude begrüßen. Hier handelt es sich außerdem noch um ein Werk, das uns nicht nur durch die Persönlichkeit seines Schöpfers und seinen künstlerischen Wert, sondern auch dadurch bedeutungsvoll ist, daß es die deutsche Kunst im Auslande zu Ehren bringen soll. Es verdankt seine Entstehung der Begeisterung Kaiser Wilhelms II. für die Kunst, die in diesem Falle noch durch seine Neigung für eine würdige Vertretung des Deutschen Reichs im Auslande gesteigert wurde. Bei seinen Besuchen in Rom empfand es der Kaiser peinlich, daß der vornehmste Saal des Palazzo Caffarelli in Rom, des Sitzes der deutschen Botschaft, jeglichen Wandschmucks entbehrte. Die kahlen Wandflächen traten zu der prächtigen hölzernen Kassettendecke und dem Marmorgetäfel des